

Es steht nicht in menschlicher Macht, Sünde und Tod von der Erde zu verbannen, die Eine Heilige Kirche zu bauen, die Mächte des Satans zu überwinden; aber Gott kann es tun. Er hat uns mit dem Tage der Ostern die Gewißheit gegeben, daß Er selber es vollbringen wird. Aber wir können eins: indem wir gute Werke des Glaubens und Gehorsams tun, können wir auf Erden Zeichen aufrichten, die auf den kommenden Sieg hinweisen. Bis zum Tage dieses Sieges ist unser Leben verborgen mit Christus in Gott, und keine irdische Enttäuschung, keine noch so große Not, keine Macht der Hölle kann uns von Ihm trennen. Als die, die in Zuversicht und Freude dem Tag ihrer Befreiung entgegengehen, wollen wir uns an die Aufgaben machen, die unser warten, und damit die Zeichen aufrichten, die gesehen werden können.

Dem aber, der überschwänglich tun kann über alles, das wir bitten oder verstehen, nach der Kraft, die da in uns wirkt, dem sei Ehre in der Gemeinde, die in Christo Jesu ist, zu aller Zeit, von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Berichte und Urteile von Teilnehmern der Amsterdamer Kirchenversammlung.

Karl Hartenstein: Die Kirche auf dem Wege zur Einheit.

„... Und endlich standen wir vor der Frage des Dienstes der Kirche in der Welt der zerstörten politischen Ordnungen der Völker. Vor allem vor der Frage nach Krieg und Frieden. Wohl keine Sektion hat so widerspruchsvolle Äußerungen zum Ausdruck gebracht wie die vierte Sektion, in der die führenden Vertreter des Westens und des Ostens miteinander rangen. Nur in der Kirche war es möglich, nur im gemeinsamen Bekenntnis zu Christus wurde es geschenkt, über die tiefen Unterschiede der politischen Beurteilung in der Einheit des Glaubens zu bleiben. Es wurde in dieser Sektion kein einheitliches Wort an die Völker der Welt gefunden. Aber fünf Worte waren das Ergebnis des sechstägigen Ringens um die Frage des Dienstes der Kirche in der zerstörten politischen Welt.

1. Der Krieg ist Sünde wider Gott und Entwürdigung des Menschen. Die Kirche ist berufen, sich in den Dienst des Friedens zu stellen, die Kraft der Veröhnung vom Kreuz her hineinzutragen in die haßerfüllte Welt und alles zu tun, im vollen Wissen, daß wir die Kriege nicht überwinden können, für den Frieden zu leben. zu zeugen und zu leiden, einen geistigen Widerstand gegen den Haß und gegen den Krieg in der Kirche zu schaffen. Dabei wurde in großem Ernst im Blick auf die deutsche Frage gesagt, daß die Nationen aufgerufen werden müssen, so schnell wie möglich einen gerechten Frieden zu schließen, die Kriegsgefangenen sofort in die Heimat zu entlassen und die Prozesse gegen die Kriegsverbrecher unverzüglich zu Ende zu bringen.

In der Frage des Krieges selbst standen sich drei Meinungen gegenüber. Die einen sehen im Krieg das letzte Mittel, um dem Recht Geltung zu verschaffen. Die anderen, voran der edle Bischof von Chichester, bezeugten, daß es keinen heiligen und keinen gerechten Krieg gebe und daß der totale Krieg immer ein Akt der Ungerechtigkeit sei. Die dritten lehnten jeden Kriegsdienst im Namen Gottes ab und glaubten, als Kriegsdienstverweigerer in der Gewissensbindung an Gott bedingungslos für den Frieden stehen zu müssen. Zum erstenmal in der Geschichte der Kirche aber hat ein großes Konzil den Krieg als Sünde und Unheil einmütig geächtet.

2. Die Kirche darf sich niemals mit einem System des Westens oder des Ostens gleichsetzen. Mit großem Ernst wurde jede Tyrannei, jedes totalitäre System ohne Rücksicht verurteilt, das dem Staate das Recht gibt zu bestimmen, was die Menschen zu denken und zu tun haben, anstatt das Recht jedes Menschen anzuerkennen, aus eigenem Gewissen Gott zu leben. Auf's schärfste wurde auch jede Art von Imperialismus verurteilt, der die Freiheit des Einzelnen und der Völker zerbricht, die eine Rasse als minderwertig behandelt und die Welt als Jagdgebiet für die Macht eines einzelnen Volkes betrachtet. Die Kirche muß für den Frieden und für die Freiheit ihre Stimme erheben.

3. Die Völker der Welt müssen sich zu der Herrschaft des Rechtes bekennen. Kein Staat hat Anspruch auf absolute Herrschaft. Er muß wissen, daß er unter der Herrschaft Gottes steht. Das Recht muß von allen Völkern und in der Beziehung der Völker untereinander anerkannt werden. Darum muß alles getan werden, um Stellen zu schaffen, in denen wirklich Recht gesprochen wird, vor dem die Völker bereit sind, zu verzichten auf eigene Größe und Macht und die Versuchung überwinden, zum Mittel des Krieges zu greifen, um ihre Ansprüche durchzusetzen. In diesem Zusammenhang wurde von dem Konzil eine Erklärung über die Freiheit jedes Menschen abgegeben, seinen Glauben zu bestimmen, seiner Überzeugung in Gottesdienst und Unterricht Ausdruck zu geben, sich mit den Brüdern zusammenzuschließen und so das Recht auf Glaubens- und Religionsfreiheit zu sichern.

4. Die Kirche muß die Freiheit fordern, daß wir Gott mehr gehorchen als den Menschen. Der Staat darf nicht die Grundrechte des Menschen versagen oder sie nach seiner Anschauung verleihen. Es ist Sache des Staates, das Recht des Einzelmenschen und seiner Freiheit in seine Ordnung einzubauen, eine Freiheit, die Pflicht und Verantwortung des einzelnen gegen den Volksgenossen und gegen das Ganze einschließt.

Und endlich 5. Die Kirchen wurden aufgerufen, zu Dingen nicht mehr zu schweigen, die sie nach Gottes Wort verurteilen müssen. Bekennende Kirche muß die Christenheit in der Welt werden. Dabei hat sie die Pflicht, für alle zu beten, den Haß zu überwinden, für Versöhnung einzutreten und vor allem für die Heimatlosen, Leidenden und Hungernden das Außerste an Opfern zu bringen.

Groß sind die Aufgaben und die Verantwortungen, die heute auf der Kirche und jedem einzelnen liegen. Wir spürten, wie mit unserer Macht nichts getan ist. Aber wir setzten unsere Hoffnung auf den Sieg Gottes und auf das Kommen seines Reiches und empfingen von dieser Hoffnung Freudigkeit und Willen, in den zerstörten Ordnungen der Völkerwelt den Dienst als Jünger Jesu zu tun und seine Herrschaft auch über dem Gebiet der Politik auszurufen.“

„. . . Amsterdam war nicht ein Ende, sondern ein Anfang auf dem Wege zur vollen Einheit der Kirche, die auf Ihn wartet, auf den Anbruch seines Reiches. So ist Amsterdam dies Dreifache gewesen: das Zeugnis von der Einheit des Leibes Christi, das Zeichen für die machtvolle Herrlichkeit des Christusnamens für die ganze Welt und das Zeichen der neuen Weltordnung, die kommt.“

(Aus „Neubau“, Dezember 1948).

Aus Hans Asmussen: „Eisenach — Lambeth — Amsterdam“. (1948 erschienen).

In Amsterdam stand das Verhältnis zu den politischen Mächten im Mittelpunkt des Interesses. Es ist auch zu einem Beschluß gekommen, der aber erst seiner endgültigen Veröffentlichung bedarf. Der gesteuerte Kurs läßt sich aber schon jetzt klar erkennen. Er ist sichtbar, wenn man die fünf großen Reden als Komponenten versteht, durch welche sich die große Linie bestimmt. Karl Barth, Hromadka, Dulles, Brunner und Niebuhr haben die großen Beiträge geliefert, aus denen resultierte, was die Konferenz zu sagen hatte.

Niebuhr sprach als letzter. Akustisch war er schwer zu verstehen. Alles sprudelte aus ihm heraus, wie die Lava aus einem Vulkan. Aber dank einer ausgezeichneten Organisation hatte jeder Delegierte den Text der Rede in der Hand. Der Inhalt war wie die Form: aufwühlend und bewegend. Niebuhr sprach als einer, der einen Standort gefunden hat außerhalb der Welt, der ihm das Sprechen in Vollmacht ermöglicht. Man hätte es dem ganzen deutschen Volke gegönnt, daß es gehört hätte, wie ein amerikanischer Theologe seinem eigenen Volke und dessen Politik so frei gegenüberstand und sich nicht scheute, der ganzen Kultur und Zivilisation des Westens das Gericht anzukündigen. Dies brachte es mit sich, daß die Hörer es ihm auch abnahmen, wenn er das Unrecht des Ostens mit klaren Worten bezeugte. In dieser großangelegten Rede zeigte sich deutlich, was die Kirche heute für die Welt tun kann, solange sie sich löst von den irdischen Bindungen und es wagt, Gottes Fremdling und Pilgrim zu sein.

Mit dieser Feststellung, daß die Christen Fremdlinge sind, begann auch Hromadka seine Rede. Dies ließ jeden aufhorchen. Aber alle empfanden, daß durch seine Ansprache ein Bruch ging. Man konnte darüber reden, was er an der westlichen Welt aussetzte, — wenn er sich nicht gescheut hätte oder sich hätte scheuen müssen, mit derselben Stärke nach dem Osten hin zu sprechen. Die Konferenz war im Vollmaße bereit, sich darüber zu beraten, was geschehen sollte.

um denen zu helfen, die auf der Schattenseite des Lebens wohnen, — wenn die unleugbare Tatsache nicht verschwiegen worden wäre, daß der Lebensstandard, der im Westen als zu gering anzusprechen ist, im Osten als der normale angesehen werden muß, wenn er nicht sogar als besonders guter Lebensstandard zu gelten hat etwa gegenüber den Millionen Sklaven des Ostens. Wir Deutschen horchten auf, als wir hörten, an der Haltung Deutschlands entscheide sich das Schicksal Europas, — wenn der Tscheche heilige Unruhe an den Tag gelegt hätte darüber, daß sein eigenes Volk die Schuld vermieden hat, die es dem deutschen Volke zur Last legt. Hromádka wußte, daß Christen Fremdlinge sind, — wie gerne hätten alle Delegierten es ihm angesehen, daß er selbst im Osten, auch gerade in der Tschechei sich als Fremdling und Pilgrim weiß.

Die Probe aufs Exempel war die Rede von J. J. Dulles. Der Staatsmann sprach in ihm. Fehler in der christlichen Grundhaltung, die der Theologe so leicht durch mancherlei Fachausdrücke überdecken kann, mußten für den Theologen hier besonders leicht sichtbar werden. Aber es war nicht so. Daß der Staatsmann seine Welt vertrat, konnte ihm niemand verargen. Es wäre aber schlimm gewesen, wenn er diese seine Welt und ihr Recht selbstverständlich genommen hätte. Statt dessen sprach aus jedem seiner Sätze die Bedürftigkeit. Der amerikanische Staatsmann wußte, daß seine Welt zusammenbricht ohne das rettende und erlösende Wort Gottes. Dieses Wissen war ehrlich, und es war auch ehrlich, wie er es vorbrachte. Seine Worte waren klug, so klug, daß sie hier und dort die Weisheit überschritten. Aber sein Christentum war einfältig und darum überzeugend. Als theologische Leistung kam es nicht an Niebuhr und Hromádka heran. Aber als Zeuge machte er einen tiefen Eindruck.

Völlig anders war Karl Barth. Er sprach so bedeutend wie immer. Von Politik redete er so gut wie gar nicht. Er wollte die Kirche und ihre Glieder zu dem zentralen Glauben rufen, der vorbehaltlos dem Herren Christus traut. Wie sollte sich die Kirche einem solchen Ruf verschließen? Und doch fehlte fast allen Delegierten etwas an diesem Vortrag. Wie kam es, daß fast alle Karl Barth und Hromádka zusammenschauten? Der Wortlaut gab dazu nur wenig Veranlassung. Es war nicht allein die Erinnerung daran, daß Karl Barth in seinem Brief an Hromádka 1939 den heiligen Krieg proklamiert hatte. Fast die ganze Schweizer Presse, die Züricher Zeitung, die Neue Baseler, die Baseler Nachrichten, dazu auch andere, — sie alle hörten aus Karl Barths Worten, die doch so rein theologisch waren, die Stimme des Ostens heraus. Es klangen für alle Hörer Töne mit, die Barth in Amsterdam nicht anschlug. Wahrscheinlich ist es dieses, daß der große Theologe, der uns durch Jahre so eindrücklich gepredigt hat, wie eng der Glaube und die Werke zusammengehören, von diesem Zusammenhang in Amsterdam nichts sichtbar werden ließ. Wie hat er doch gleich nach dem Zusammenbruch die deutsche Kirche hart getadelt, da sie zu den Dingen der Welt nicht rede, sondern sich auf die „Innere Linie“ zurückzöge! Und jetzt tut

er es selbst. Das alles war tief enttäuschend. Aber gut war es, daß wir alle zum Zentralen gerufen wurden.

Eine gute Synthese von Theologischem und Praktischem brachte der Vortrag von Brunner. Ob die theologische Basis genügend war, wird die weitere theologische Diskussion ans Licht bringen. Aber seine Grundposition, von der aus er Glaube und Werke nicht vermischte, aber auch nicht auseinanderriß, ist die unerläßliche Voraussetzung alles Redens zu den politischen Dingen. Ebenso biblisch und nüchtern war seine Stellungnahme zu Ost und West. Nur ein Böswilliger konnte behaupten, daß er den Westen geschont hätte; und dem Osten konnte es nicht verborgen bleiben, daß das Gericht Gottes über ihn schwebt. Brunner muß sich nicht einmal fragen lassen, ob seine theologische Rede nicht letzten Endes von politischen Ressentiments bestimmt sei, wie eine Schweizer Zeitung kürzlich Karl Barth öffentlich fragte, ob nicht letzten Endes seine politische Antipathie gegen Deutschland die Triebkraft seines kirchlichen Handelns sei (Neue Politik Nr. 18). Hoch erfreulich war Brunners Versuch, praktische Vorschläge zu machen. Zu Einzelheiten wird man gerne ergänzende Bemerkungen machen. Aber es bleibt wesentlich, daß eine der großen Reden in Amsterdam zu sehr praktischen Vorschlägen kam.

Das also ist die große Linie, die in Amsterdam herauskam: Die Christenheit der Welt sucht ihre Freiheit gegenüber allen politischen Mächten. Sie läßt es sich nicht nehmen, nach Ost und West das Wort Gottes von Recht und Unrecht zu sagen, ohne zu verschweigen, daß sie dankbar die Freiheit des Westens, das Wort zu sagen, aus Gottes Hand entgegennimmt. Die Christenheit der Welt nimmt nicht den Standpunkt des Intellektuellen ein, die 1917 in Rußland die Haupttreiber der Revolution waren. Theologischer Intellektualismus ist nicht minder gefährlich. Hat Gott es nach seinem unerforschlichen Rat beschlossen, daß das Leiden der östlichen Welt über uns kommen soll, so werden wir redlich leiden müssen. Wir haben schon einmal voll Zittern den Segen des Leidens entgegennehmen dürfen.

Auch in der evangelischen Christenheit Deutschlands ist dies in steigendem Maße die Grundhaltung der meisten Christen, Laien und Pfarrer. Das Wort des Eisenacher Kirchentages (Sehet, welch ein Mensch!) legt davon Zeugnis ab. Leider lassen die Rückzugsgesichte um Karl Barths verschiedene Positionen noch zu oft die große Linie verwischen und verdecken. Aber das Ergebnis kann trotz großer Opfer schon jetzt nicht mehr zweifelhaft sein. Sehr wünschenswert wäre es, wenn die große Linie der Ökumene auch ganz klar von der Führung der E. K. D. aufgenommen würde.

Wilhelm Menn: Bilanz von Amsterdam.

Auch Amsterdam hat unter der Versuchung gestanden, unter der so leicht jedes neue menschliche Unternehmen, auch jeder Neuanfang im Raum der Kirche steht: der Versuchung nämlich, sich selbst als den Anfang überhaupt, als den eigentlichen Beginn einer Geschichte zu verstehen, die diesen Namen verdient, und zu vergessen, daß andere, wenn

nicht bereits den Grund gelegt, so doch die Steine herbeigetragen und behauen haben, mit denen nun die neuen Bauleute ans Werk gehen dürfen. Denn nicht wenigen Teilnehmern der Konferenz — vor allem in den umfangreicheren Delegationen der größeren Kirchen — hatte bis dahin jede unmittelbare Berührung mit der ökumenischen Bewegung und weithin auch jede mittelbar erworbene Kenntnis der schon geleisteten Arbeit gefehlt. Selbst die unmittelbar für die Vorbereitung der Amsterdamer Gespräche von einer großen Zahl von Mitarbeitern geschaffenen Unterlagen, die jeder Delegierte in Gestalt sorgfältig zusammengestellter Dokumente und einer Sammlung der für seine Sektion wichtigen Studien rechtzeitig erhielt, hatten nur eine sehr begrenzte Beachtung gefunden. Manches, was im Blick auf den Ertrag der Konferenz als Mangel erscheinen mag, hat hier seinen Ursprung, manches auch von dem, was aus öffentlichen Äußerungen im Laufe der Tagung von der Presse allzu bereitwillig als besonders bedeutsam in die Welt hinaus berichtet wurde, wie etwa die Bemerkung Karl Barths, daß die Vorbereitung der Konferenz in ihren Studien zur Frage der sozialen und internationalen Unordnung an dem ganzen Problemkreis des Eigentums, des Kapitals usw. gänzlich vorbeigegangen sei, und daß die ehrwürdigen Väter der Moskauer Synode oder ihre politischen Ratgeber vielleicht bei ihrem Angriff auf die ökumenische Bewegung gerade das gemeint hätten. Eine solche Bemerkung wäre nur dann begründet gewesen, wenn das, was Oxford 1937 mit großem Ernst getan hatte, in Amsterdam als unbeachtlich oder gar nicht vorhanden angesehen werden durfte. Wir werden lernen müssen, was man in Rom bis zur Vollendung gelernt hat und in gefährlicher Einseitigkeit übt, nämlich das bewußte Zurückgreifen auf bereits gewonnene gemeinsame Erkenntnisse, das Weiterbauen auf gelegtem Grunde. Daß sich auf diese Weise keine voreilige ökumenische Dogmenbildung vollziehe, vor dieser Gefahr wird uns das auf dem Boden des Ökumenischen Rates einstweilen reichlich vorhandene protestantische Erbe bewahren: die Bereitschaft zur Selbstkritik, ja zur echten Revision errungener Standpunkte.

Wenn Amsterdam dennoch die großen Linien der bisherigen Bewegung weitergeführt hat und sich diese damit nicht nur als pietätvoll zu wählende Vergangenheit, sondern als die Gegenwart weithin bestimmende lebendige Kraft erwiesen, so wird daran deutlich, daß in ihnen sachliche Notwendigkeiten zum Ausdruck kamen. Das gilt an erster Stelle von dem Ringen um die Einheit des Glaubens als der vornehmsten Aufgabe auch des neuen Ökumenischen Rates. Die Moskauer „Erklärungen an alle Christen der Welt“ durch die Julikonferenz der autokephalen orthodoxen Kirchen bei der Fünfhundertjahrfeier des Moskauer Patriarchats glauben mit Bedauern feststellen zu können, daß die „als die ökumenische bekannte“ Bewegung sich seit 1937, nach der Edinburgher Konferenz „für Glauben und Kirchenverfassung“ also, von dem ursprünglich richtigen Wege zu einer auf die Lehre der Urkirche gegründeten organischen Einheit unter dem Einfluß der Kirche von England abgewandt und sich das Ziel einer „äußeren, mechanischen Union“ des Kampfes gegen soziale und wirtschaftliche Ungerechtigkeit und gegen die römische Kirche gesetzt habe. Auch wem nicht

schon seine Kenntnis der tatsächlichen Entwicklung gezeigt hätte, daß diese Auffassung nach schlechthin jeder Seite irrig ist, den hätte Amsterdam eines Besseren belehren müssen.

Einem oberflächlichen Beobachter hätte es allerdings scheinen können, als hätte die erste Sektion der Amsterdamer Konferenz, die sich der Frage nach der „Kirche im Heilsplan Gottes“ annahm und eben damit ein altes Thema der Lausanner Bewegung aufgriff, sozusagen Wert darauf gelegt, das in Lausanne und Edinburgh und seitdem Erarbeitete unbeachtet zu lassen; und vielleicht hätte sich in der Tat eine sorgfältigere Anknüpfung an die bereits vorliegenden Ergebnisse ökumenischer Befinnung als sehr fruchtbar erwiesen. Aber ein Blick auf den Bericht jener ersten Sektion von Amsterdam genügt, um es ganz außer Zweifel zu stellen, daß man in Amsterdam nicht anders als in Edinburgh und Lausanne von der Frage nach dem Weg zur Einheit der Kirche, nicht einer bloß äußeren, durch Zweckmäßigkeitserwägungen bestimmten, sondern einer inneren, im gemeinsamen Verständnis des Glaubens wurzelnden Einheit, bewegt war. Der Bericht beginnt mit der lobpreisenden Feststellung der der Kirche von Gott selbst in ihrem Herrn und Haupt geschenkten Einheit. Er schließt mit der Versicherung, daß wir uns bei unseren gegenwärtigen Trennungen nicht beruhigen dürfen, und dem Gebet um Fortschritt in der Einheit, die nur Einheit in Wahrheit und Heiligkeit sein kann. Klarer kann das alte Ziel, zu dem sich auch die Moskauer Erklärung bekennt, nicht ausgesprochen werden.

Gewiß spricht der Bericht sogleich von einem „tiefsten Unterschied“ zweier Grundauffassungen des ganzen christlichen Glaubens und Lebens, die „sich nicht miteinander in Einklang bringen lassen“, und glaubt, diesen Unterschied als den der „katholischen“ und „evangelischen“ (in angelsächsischem Sprachgebrauch „protestantischen“) Kirchen bezeichnen zu können. Die eine Seite lege größeres Gewicht auf die sichtbare Kontinuität der Kirche in der apostolischen Sukzession des Bischofsamtes, die andere auf die Initiative des Wortes Gottes und die Antwort des Glaubens. Dabei wird freilich gleich hinzugefügt, daß auch die „katholische“ Gruppe die Bedeutung des Glaubens hervorhebe und die zweite eine bestimmte Kontinuität der sichtbaren Kirche betone. Auch gehe die hier gezogene Trennungslinie quer durch die Kirchen vieler Konfessionen hindurch, in denen jeweils Christen beider Grundhaltungen zusammenleben. Bis in das Plenum der Weltkonferenz hinein ging die Auseinandersetzung über die Frage, ob es genüge, diesen an sich unbestrittenen Unterschied aufzuzeigen, um die Mannigfaltigkeit der im Ökumenischen Rat vertretenen Kirchentümer überschaubar zu machen und sachgemäß aufzugliedern, oder ob nicht zum wenigsten neben ihm anderen Kategorien, zumal der der „frei versammelten“ Kirche, gleiches oder ähnliches Gewicht zukomme. Die Sektion hat sich durch diese Erörterungen in ihrem Urteil nicht unsicher machen lassen. Gerade in den von ihr als tiefsten Unterschied aufgezeigten Grundauffassungen gehe es jedesmal um ein Ganzes im Verständnis des Glaubens, aus dem kein Teil, als von diesem Unterschied nicht berührt, herausgenommen werden könne.

Die Sektion hat sich darum bemüht, auch der Fülle der Abweichungen in Verständnis der Kirche und ihres Austrages nachzugehen, die sich neben jenem grundlegenden Unterschiede aufdrängen. Dabei konnte sie aber als das unter allen Umständen Übergeordnete die breite Übereinstimmung in entscheidenden Punkten herausstellen und so, wie die hübsche, unübersehbare englische Wendung es sagt, von den „disagreements“ nicht anders als „within the agreements“ sprechen. Diese Sätze wiegen schon deshalb schwer, weil sie unter Mitarbeit und Zustimmung einer Reihe führender Theologen entstanden sind: Professor Karl Barth's, der wohl noch nicht zureichend charakterisiert ist, wenn man ihn als Calvinisten bezeichnet, Professor Florowsky's, des Russisch-Orthodoxen, Professor Angren's, des schwedischen Lutheraners, Professor Craig's, des amerikanischen Methodisten, Professor Ramfars, des Anglikaners, um nur einige Namen zu nennen. Wichtiger ist, daß sie in der Klarheit ihrer Formulierung und inneren Ordnung eine kaum überbietbare Hilfe für die künftige Führung des Gesprächs zwischen den Kirchen bedeuten. Man muß den Bericht selbst lesen, nein, mit gesammelter Aufmerksamkeit studieren, um einen Eindruck von der großen hier geleisteten geistigen Arbeit zu gewinnen und für die Wegweisung dankbar zu werden, die hier dem eigenen Nachdenken zuteil wird. Die Sektion unterläßt es nicht, am Schlusse dieses Abschnittes zu versichern, sie wisse sich verpflichtet, sich mit den von ihr genannten Unterschieden zu befassen, und fährt fort: Gott will die Einheit Seiner Kirche, und wir müssen ihm gehorsam sein. Sie dankt Gott „für alles Licht, das Er uns auf dem Weg zur sichtbaren Einheit schon jetzt gegeben hat“.

Der Bericht spricht in vorsichtig abgewogenen Worten auch von der inneren Lage der Kirche, so mit Recht über die im engeren Sinne theologischen Anliegen hinausgehend und einen Boden betretend, den die alte Bewegung „für Glauben und Kirchenverfassung“ gemieden hatte. Er spricht von „Zeichen“, an denen sichtbar wird, „wie sehr Gott seine Kirche liebt“, von Zeichen des Erwachens, von „bemerkenswerten Vereinigungen“ bisher getrennter Kirchen, aber auch von viel Menschlichkeit, von in die Kirche eingedrungenen Übeln der Welt, von der gefährlichen Klerikalisierung der Kirche, ihrer allzu großen Beschäftigung mit sich selbst statt mit ihrem Auftrage für die Welt. Er bekennt sich zuletzt mit Dank gegen Gott zur ökumenischen Bewegung; „denn wir glauben, daß sie eine Bewegung in der Richtung ist, die Er will“. Kurz, der Blick ist nach vorne, nicht nach rückwärts gerichtet.

Nach einem Bericht aus Basel hat dort Karl Barth mit anderen Teilnehmern der Weltkonferenz über Amsterdam berichtet und sich freudig zu dem dort Begonnenen bekannt, ein „neu bekehrter Ökumene“, wie er sich nennt. Der Bericht läßt ihn folgendermaßen schließen: „Die Glieder aller Kirchen müssen sich zusammenfinden und miteinander ins reine und zu gemeinsamen Entschlüssen kommen. Können wir auch die große Trennung mit Rom nicht aus der Welt schaffen, so wollen wir doch wenigstens die kleinen Trennungen zum Verschwinden bringen.“ Wenn die Mitarbeit im Rahmen der ersten Sektion von Amsterdam in einem so bedeutungsvollen Falle kritische Zurückhaltung zu freu-

diger, wenn auch gewiß nicht unkritischer Bejahung hat werden lassen, so dürfen wir darin ein hoffnungsvolles Ergebnis sehen.

Das Erbe von Stockholm und Orford, also der Bewegung „für praktisches Christentum“, wurde von zwei Sektionen der Weltkonferenz, der dritten und vierten, weitergeführt. Diese Sektionen hatten es mit der Aufgabe der Kirche gegenüber der sozialen und internationalen Unordnung zu tun. Hier bestand am wenigsten die Gefahr, daß die alte Zielstellung verraten wurde. Das Anliegen, die Verantwortung der Kirche und der Christenheit möglichst konkret im Blick auf die gegenwärtige Lage deutlich zu machen, hatte in den seit Orford vergangenen Jahren nur an Dringlichkeit gewonnen. Für die dritte Sektion war in einer der führenden Persönlichkeiten der alten ökumenischen Bewegung und ihrer hervorragenden Beteiligung an den Vorarbeiten für die Amsterdamer Tagung, D. J. H. Oldhams aus London, eine sichere Bürgschaft dafür gegeben, daß hier das Erbe der letzten Jahrzehnte voll zur Auswirkung kam. Vielleicht hatte man zu selbstverständlich — es wurde darauf bereits hingewiesen — damit gerechnet, daß die Arbeit von Orford in einer Reihe von wichtigen Fragen einen Grund gelegt habe, der nicht noch einmal wieder herausgearbeitet werden müsse. Orford hatte zu dem Problem des Kapitalismus wie der Wirtschaftsführung überhaupt Wesentliches gesagt; und es wäre nicht nötig gewesen, es zu wiederholen, wenn in Amsterdam der gleiche Menschenkreis versammelt und die Weltlage die gleiche wie damals gewesen wäre. Beides war jedoch nicht der Fall, und das mußte die Sektion beachten. Der vorbereitende Ausschuß hatte beabsichtigt, zwei gleichermaßen drängenden und untereinander eng verbundenen Fragen nachzugehen, der Frage nämlich, wie der durch die moderne Technik herbeigeführten Entpersönlichung nicht nur des wirtschaftlichen, sondern des sozialen Lebens überhaupt begegnet und Freiheit und Würde des Menschen wiederhergestellt, und der anderen Frage, wie eine gesellschaftliche Ordnung geschaffen werden könne, in der für verantwortliches Handeln des einzelnen Raum und die Gefahr der Diktatur, sei es des Staates, sei es der Gesellschaft und ihrer unpolitischen Machtgebilde, gebannt bleibe. Diese Fragen sind in der Tat der Gegenstand des Gespräches der dritten Sektion gewesen. Der Bericht darüber arbeitet in sehr glücklicher Weise die Bedeutung der Technik für unser gegenwärtiges Gesamtleben heraus, keineswegs nur die hier zutage liegenden Gefahren, sondern auch die den Menschen befreiende Rolle der Technik aufzeigend, eine Bemühung um ein gerechtes Urteil, die nicht zuletzt von den Christen der „jungen Kirchen“, und das bedeutet ja zugleich der wirtschaftlich noch unentwickelten Völker, gefordert wurde. Das entscheidende Interesse des Berichts gilt in diesem Zusammenhang dem Menschen als Menschen, der Sicherung des Raumes, in dem er Person sein und ein befriedigendes Leben aufbauen kann. Von hier aus will er auch die Frage der Sozialisierung herleiten wissen. Alles liegt ihm daran, übertriebene Machtzentralisierung vermieden zu sehen, und er glaubt, daß gerade die moderne Technik die Möglichkeit biete, eine „reiche Vielfalt kleinerer Gemeinschaftsgebilde“ zu schaffen. Dabei ist in gleicher Weise an die politische wie wirtschaftliche Organisation gedacht, und man fragt sich, ob sich hier nicht eine

klarere Darstellung dessen hätte finden lassen, was für die wirtschaftliche und politische Ordnung je als das Erstrebenswerte erscheint. Die heute schwebenden Fragen sind mehr angedeutet als wirklich gestellt oder gar beantwortet, während der allzu kurze Abschnitt des Berichtes über „die verantwortliche Gesellschaft“ die Folgerungen aus der entscheidenden Erkenntnis zu ziehen sucht, daß der Mensch „niemals zum bloßen Mittel für politische oder wirtschaftliche Zwecke gemacht werden darf“, vielmehr dazu berufen ist, verantwortlicher Träger der öffentlichen Ordnung zu sein. Warum hier nicht offen jede totalitäre Ordnung als unzweifelhaft widerchristlich gekennzeichnet wird, wie das ganz offenbar der Sinn der Ausführungen über die „verantwortliche Gesellschaft“ ist, wird mancher Leser dieses Berichtes nicht begreifen.

Offenbar konnte die Sektion ihren ursprünglichen Arbeitsplan nicht folgerichtig durchführen. Ein Blick auf die Gliederung ihres Berichtes zeigt auch sogleich, nach welcher Seite sich das Interesse verlagert hat. Der bei weitem umfangreichste Abschnitt handelt von „Kommunismus und Kapitalismus“. Die Art und Weise, wie dieses Thema eingeführt und seine Bedeutung aufgezeigt wird, läßt erkennen, was die Sektion veranlaßte, ihm eine so ausführliche Betrachtung zu widmen. Es sind vor allem die Christen der jungen Kirchen gewesen, die von der außerordentlichen Anziehungskraft des Kommunismus und seiner Propaganda für die nicht bevorrechteten, vor allem für alle Kolonialvölker und rassischen Minderheiten, berichtet und nach Klarheit für ihr christliches Urteil verlangt haben. Die Sektion mag mit dem, was sie zur Sache sagt, in der Tat manchem eine Hilfe darreichen, vielleicht schon damit, daß sie damit beginnt, von dem Versagen der Kirche in ihrem Eintreten für die wirtschaftlich und gesellschaftlich Schwachen als von einer der Ursachen für das rasche Wachstum des Kommunismus zu sprechen. Wie dann im einzelnen Kritik an den Systemen des Kommunismus wie des Kapitalismus geübt wird, das ist beachtlich genug, bleibt indes letztlich unbefriedigend. Es scheint, als habe bei der Sektion auch in diesem Abschnitt keine völlig ausreichende Klarheit über die Ausgabe bestanden. Der Kommunismus erfährt seine Behandlung und Kritik als Ideologie, wie das schon durch seine Kennzeichnung als „atheistischemarristisch“ deutlich wird. Ob es konsequent war, in diesem Zusammenhang neben seinen grundlegenden weltanschaulichen Irrtümern von den Methoden der kommunistischen Partei bei der Behandlung ihrer Gegner wie ihrer Mitglieder zu handeln, das sei dahingestellt. Sicher ist, daß demgegenüber die Kritik des Kapitalismus durchaus bei seinen Schwächen als Methode der Wirtschaftsgestaltung einsetzt und auf diese pragmatische Betrachtung beschränkt bleibt. In der Tat ist es schwer, vom Kapitalismus in der gleichen Weise wie vom Kommunismus als von einer Ideologie zu sprechen, wie der Bericht es unternimmt. Offenbar hat die Sektion das selbst empfunden und deshalb nachträglich an einer Stelle den Begriff des „laissez faire-Kapitalismus“ in ihren Bericht eingefügt. Gewiß, der manchesterliche Liberalismus mag hier und dort als Weltanschauungsersatz aufgetreten sein, und als solcher wäre er dann ein bescheidenes Widerspiel des Kommunismus gewesen. Aber wo ist er das heute? Der kapitalistischen Wirtschaftspraxis, die

eine sehr viel schärfere und ins einzelne gehende Kritik verdient hätte, als sie ihr hier zuteil wird, steht indes eine kommunistische Wirtschaftspraxis gegenüber, von der die Sektion schlechterdings nichts zu sagen weiß. Diese logischen Schwierigkeiten der Sache selbst hin, und es ist tröstlich, daß dieser ganze Abschnitt zuletzt dennoch mit Sätzen schließt, die an Klarheit nichts zu wünschen übriglassen und für die christliche Urteilsbildung von wirklicher Bedeutung sind. Sie lauten:

„Die christliche Kirche sollte die Ideologien beider verwerfen, des Kommunismus und des Kapitalismus, und danach trachten, die Menschen von der falschen Vorstellung zu befreien, diese beiden stellten die einzige Alternative dar. Beide haben Versprechungen gemacht, die sie nicht einlösen konnten. Die kommunistische Ideologie betont wirtschaftliche Gerechtigkeit und verheißt, die Freiheit werde sich automatisch aus der Vollendung der Revolution ergeben. Der Kapitalismus betont die Freiheit und verheißt, die Gerechtigkeit wird sich ganz von selbst aus der freien Wirtschaft ergeben. Auch dies ist eine Ideologie, die sich als falsch erwiesen hat. Es gehört zu der Verantwortung der Christen, neue schöpferische Lösungen zu suchen, die es nicht zulassen, daß Gerechtigkeit und Freiheit sich gegenseitig zerstören.“

Mit Recht nennt der Bericht „die Erneuerung ihres eigenen Lebens im Glauben und im Gehorsam gegen ihren Herrn“ den größten Beitrag, den die Kirche zur Erneuerung der Gesellschaft leisten kann, und stellt die radikale Überwindung der rassistischen Schranken als eine der unter diesem Gesichtspunkt besonders dringlichen Aufgaben heraus. Ob es nötig war, in diesem Abschnitt über „die soziale Funktion der Kirche“ geradezu eine Warnung vor der Gründung christlicher politischer Parteien auszusprechen — freilich mit dem Zugeständnis, daß dergleichen in dieser oder jener Lage erwünscht sein möge —, mag dahingestellt bleiben. Es geschah das im Plenum, in dem eine wirkliche Erörterung der Sache nicht mehr möglich war, in dem aber eine angelsächsische Mehrheit, die keine christlichen Parteien kennt, die Anregung willig aufnahm.

In diesen Tagen wurde von einer Seite, auf der man die Vorarbeiten für Amsterdam wie den Verlaufs der Tagung selbst mit dem lebendigsten Interesse verfolgt hatte, angeregt, den Ertrag von Amsterdam mit den Ergebnissen der Weltkonferenz von Oxford nunmehr in einer Art von sozialem Katechismus ökumenischer Observanz systematisch zusammenzufassen und auf solche Weise sozusagen eine ökumenische Parallele zu der Enzyklika „Quadragesimo anno“ zu schaffen. Wären wir an dem Punkte angekommen, wo ein solches Unternehmen als möglich erschiene, dann ergäbe sich freilich im Blick auf die Probleme der dritten Sektion eine unerwartet erfreuliche Bilanz. Sicherlich in den Augen derer, denen die möglichste Vollständigkeit und innere Ausgeglichenheit einer sozialpolitischen Stellungnahme der Kirche als das Ideal erscheint. Lassen wir die Frage nach der Gültigkeit dieser Forderung hier auf sich beruhen! Amsterdam hat jedenfalls gezeigt, daß wir von einem solchen Ziel weit entfernt sind.

Ohne Zweifel wäre die Sektion, hätte ihr genügend Zeit zur Verfügung gestanden, zu einer weit klareren Formulierung gemeinsamer Erkenntnisse und Urteile gekommen. Noch ist in einer Fülle von Fragen eine gemeinsame Haltung erst zu erarbeiten. Für die Grundfragen christlichen Handelns im sozialen Bereiche etwa ist die Bedeutung der biblischen Weisungen für die Gegenwart nach wie vor lebhaft umstritten. Konkreter als bisher muß auch aufgezeigt werden, wo und wie im Raume der Wirtschaft und der sozialen Beziehungen eine gemeinsame gestaltende Arbeit der Kirchen möglich wäre. Es genügt nicht, wenn den Christen gesagt wird, daß sie die Aufgabe haben, „neue, schöpferische Lösungen zu suchen“, oder — wie Reinhold Niebuhr es ausdrückte — den Mittelweg der „third force“ zu gehen; es ist nötig, diesen Weg an diesem oder jenem Punkte anschaulich zu machen. Daß es bei einer Weiterarbeit auf dieser doppelten Linie nicht einfach zu einer Wiederaufnahme der Arbeiten aus den Anfängen der „Stockholmer“ Bewegung kommt, dafür sorgt eine doppelte Tatsache: die Kirchen haben sich in einer überraschenden Weise auf der ganzen Linie einem sich an der Schrift orientierenden Denken zugewandt und damit Möglichkeiten des grundsätzlichen Gesprächs gewonnen, die noch vor zwanzig Jahren so nicht gegeben waren. Die Gesamtentwicklung aber hat die dem Christen gestellten Fragen in einer derartigen Zuspitzung hervortreten lassen, daß die konkrete Auseinandersetzung mit ihnen außerordentlich erleichtert worden ist. Genug, hier liegt ein weites Feld vor uns, und Amsterdam hat die Wege dorthin nicht verbaut, sondern weit geöffnet. Der Mangel an endgültig geklärten Grundpositionen bringt in die Stellungnahme der Kirche eine oft beklagte Unsicherheit, die zu überwinden ein ernstes Anliegen der ökumenischen Bewegung sein muß; aber er erleichtert auch die dringend nötige Aufgeschlossenheit für die sich wandelnde Lage und neue Entscheidungen.

Wirklich hilfreich sind die einführenden Sätze des Berichtes der dritten Sektion. Sie sollten sorgfältig bedacht werden. Hier ist in überaus glücklicher Weise der gemeinsame Boden aufgezeigt, auf dem christlicher Aktivismus und christliche Erkenntnis des „bleibenden Bösen“ in allem menschlichen Gemeinschaftsleben sich in entschlossenem, nüchternem Willen zum Kampf um eine bessere Ordnung im Glauben an die Herrschaft Christi und das Kommen seines Reiches begegnen. Christliche Verantwortung aber, das wird wieder und wieder in diesem Bericht betont, bedeutet in erster Linie Verantwortung der christlichen Laien, gleichviel, in welchem Beruf und an welchem Platze sie stehen.

Die Aktivierung der Laien wurde in Amsterdam als eine so dringliche Aufgabe empfunden, daß ein eigenes Komitee sich mit ihr befaßte. Das Laienelement einschließlich der unter ihm vertretenen Frauen spielte übrigens bei diesem modernen „Konzil“ eine außerordentlich fördernde Rolle. Wenn die Vollversammlung den Zentralausschuß ersuchte, bei den Kirchen darauf zu dringen, daß den Laien das schon in der Verfassung des Ökumenischen Rates vorgesehene Drittel der Delegiertenitze wirklich zugewiesen wird, dann entsprach das ganz einfach den Erfahrungen der Amsterdamer Konferenz und bedeutet keineswegs die in den Kirchen nach und nach üblich ge-

wordene und doch oft nur theoretisch gültige Verbeugung vor dem Laienelement. „Aktivierung der Laien“ – die Formel entspricht nicht völlig der Sache; denn der Bericht des eben erwähnten Komitees glaubt sagen zu können: die Laien sind da! Was sie brauchen, ist nichts anderes als ein größeres Maß von Führung, besser: ein weit stärkeres Eingehen auf ihre besonderen Fragen, eine bereitwilligere Hilfe bei ihrem Ringen um konkrete Erkenntnis der christlichen Verantwortung, die dem Politiker, dem Wirtschaftler, dem Unternehmer wie dem Arbeiter, kurz dem Nichtgeistlichen in der ganzen Breite der weltlichen Berufe auferlegt ist. Ansätze hierzu, wie etwa die Laientagungen des Ökumenischen Instituts in Boffen oder unserer deutschen evangelischen Akademien und andere Versuche, werden mit Dankbarkeit begrüßt; und der Zentralausschuß des Rates ist aufgefordert worden, Laientagungen großen Stiles in verschiedenen Teilen der Welt ins Auge zu fassen. Es ist kaum daran zu zweifeln, daß die Laiendelegierten der Amsterdamer Tagung mit dem entschlossenen Willen heimgekehrt sind, noch kräftiger als bisher in diesem Sinne zu wirken.

Das gilt nicht zuletzt von den Frauen, die in der Woche vor Amsterdam zu einer ersten ökumenischen Frauentagung zusammenkamen und es ohne Mühe durchsetzten, daß in Zukunft ein eigener Ausschuß des Rates die kirchliche Mitarbeit der Frauen beraten wird, entsprechend dem Gewicht, das ihr in allen Kirchen zukommt. Darf man erzählen, daß ein Mann wie Karl Barth es für der Mühe wert hielt, in dem mit der Frauenarbeit befaßten Komitee mitzuarbeiten? Und das geschah gewiß nicht nur deshalb, weil dort u. a. die Frage der Ordination der Frauen auf der Tagesordnung stand – eine Frage übrigens, die in keinem Sinne entschieden, sondern künftigem, eindringendem Studium befohlen wurde. Genug, hier, in der Wertung der Laien, ihrer Aufgabe und Verantwortung, sind, ohne die Wege der bisherigen ökumenischen Arbeit zu verlassen, verheißungsvolle neue Ansätze gemacht worden.

Daß im übrigen die Laien in Amsterdam eine besondere Bedeutung für die Arbeit der dritten und vierten Sektion gewannen, ist unnötig zu sagen. Es war nur natürlich, daß hier von ihrer Erfahrung besonders bereitwillig Gebrauch gemacht wurde; und dem entsprach es, daß wenigstens die Sektionen der Delegierten auch von Laien geleitet wurden, die dritte von dem Holländer Dr. Patijn, die vierte von dem Engländer Kenneth G. Grubb.

Die vierte Sektion von Amsterdam stand schon deshalb vor einer besonders schwierigen Aufgabe, weil angefichts der sich eben jetzt erneut zuspizenden Weltlage nur zu begreiflicherweise – gerade auf dem Gebiet der internationalen Fragen – die größten und törichtsten Erwartungen auf die Arbeit der Weltkonferenz gerichtet waren. Es hat in der Geschichte der ökumenischen Bewegung eine Periode gegeben, in der ihr Stockholmer Zweig, der „Ökumenische Rat für praktisches Christentum“, sich verpflichtet fühlte, bei seinen Tagungen zu den jeweils die Öffentlichkeit beschäftigenden politischen Tagesproblemen in der Form von Erklärungen oder Appellen an die beteiligten Mächte oder internationalen Organe Stellung zu nehmen. So schien

es der ursprünglichen Zielsektung seiner Arbeit, der ihm von Erzbischof Söderblom selbst gestellten Aufgabe des Dienstes am Frieden, zu entsprechen. Je mehr sich aber die Gefahr eines neuen Zusammenstoßes der Mächte verschärfte, desto stärker wuchs auch die Einsicht in die den Kirchen hier grundsätzlich gezogenen Grenzen wie in die Schwierigkeit eines gerechten Urteils. Wenn sie daher in diesen Jahren immer größere Zurückhaltung übten, so nicht aus gemindertem, sondern aus gesteigertem Verantwortungsbewußtsein. Überzeugend beweisen das die Verhandlungen der Weltkonferenz von Orford und weiterhin alles, was noch vor dem zweiten Weltkrieg und während dieses Krieges an ernsthaften Beiträgen zu den Fragen nach der Aufgabe der Kirchen im Kriege und ihrem Eintreten „für einen gerechten und dauerhaften Frieden“ (unter dieser Formel vollzog sich vor allem in Nordamerika unter Führung von John Foster Dulles eine vielleicht nicht ihrem meßbaren Erfolg, sicherlich aber ihrem inneren Gewicht nach erstaunliche Arbeit) geleistet wurde.

Diese Linie setzte sich in dem ständigen Ausschuß für internationale Angelegenheiten fort, den der damalige vorläufige Ausschuß des Ökumenischen Rates auf seiner ersten Nachkriegstagung ins Leben gerufen hatte und der dann die Arbeiten der vierten Amsterdamer Sektion vorbereitete. Schon bei dieser Vorbereitung auf die Weltkonferenz mußte er erfahren, daß seine Aufgabe ungewöhnliche Schwierigkeiten barg. Keiner der vorbereitenden Ausschüsse hat sich so wie er gezwungen gesehen, seinen Arbeitsplan von einer Tagung zur anderen immer wieder umzugestalten. Kein anderer sah sich genötigt, noch im Februar 1948 zu erklären, er sehe sich außerstande, einen eigenen Sammelband seiner vorbereitenden Studien vorzulegen, und werde sich damit begnügen, den Mitgliedern der Weltkonferenz einige wenige Arbeiten in die Hand zu geben, von denen er den Eindruck habe, daß sie zu einem gewissen Abschluß gekommen seien. Daß dann doch ein vierter Studienband fertiggestellt wurde, geschah mehr unter äußerem Druck als aus der Zuversicht heraus, nun doch mit der gestellten Aufgabe fertig geworden zu sein.

So war diese Sektion in besonderer Weise darauf angewiesen, sich den rechten Weg von Schritt zu Schritt zeigen zu lassen. Das ist ihr dann in der Tat zuteil geworden. Wer an ihrer Arbeit hat teilnehmen dürfen, hat vor allem gespürt, von welchem Bewußtsein tiefer Verantwortung alle ihre Mitglieder erfüllt waren. Es gab Augenblicke leidenschaftlicher Erregung, aber keinen, in dem die Verpflichtung zu unbedingter Sachlichkeit und der Wille zu brüderlichem Verstehen vergessen worden wären. Übrigens entzündete sich diese Erregung keineswegs an den Punkten, von denen die Öffentlichkeit es wie selbstverständlich erwartete. Es gehörte ja zu den besonderen Belastungen der vierten Sektion, daß sie mit einem außerordentlichen Interesse der Öffentlichkeit rechnen mußte, und es war etwas unendlich Wohltuendes, daß der die Sektion bestimmende Geist diese Belastung völlig hinter dem Willen zur Bewältigung der zu lösenden Aufgabe zurücktreten ließ.

Die Öffentlichkeit durfte lediglich den Auftakt der Sektionsarbeit in den Referaten der Herren John Foster Dulles und Professor Gro-

madka miterleben; und die Presse machte aus ihnen eine völlig unbegründete Sensation. Unbegründet, weil jede Sektionsarbeit mit einführenden Referaten vor einer Vollversammlung begann; unbegründet, weil beide Vortragende nur das in erneut durchdachter und mancher Schärfe entkleideter Gestalt aussprachen, was einem größeren Kreise seit langem durch ihre Beiträge zu den die Konferenz vorbereitenden Studien vertraut war. Unbegründet, weil die Arbeit der Sektion keineswegs durch diese Referate in ihrem Gang oder auch nur in ihrer Fragestellung entscheidend bestimmt wurde — wie denn die Arbeit aller Sektionen sich durchaus unabhängig hier und dort vielleicht allzu unabhängig, von den der Vollversammlung dargebotenen einführenden Reden vollzog. Diese Reden, meist der heroorragenden Mitglieder der Konferenz, denen sie übertragen waren, in hohem Maße würdig, waren durchaus persönliche Äußerungen zur Sache und behielten als solche um der Redner wie um der Sache willen ihr Gewicht; ihre Wirkung auf die Arbeit der Konferenz war nicht sehr bedeutend, und man muß ernstlich hoffen, daß ihnen diese Wirkung weit über den Kreis der Konferenz hinaus nunmehr durch ihre Veröffentlichung zuteil wird.

Indes selbst die Frage, die den Inhalt der Reden von John Foster Dulles und Professor Gromadka bildete: nach dem Sinn und der möglichen Lösung des Konfliktes zwischen den Mächten des Westens und des Ostens, hat die Sektion keineswegs ausschließlich, ja nicht einmal in erster Linie beschäftigt. Sicherlich ist es für manchen ebenso überraschend wie tröstlich gewesen, wie sich mühelos völlige Klarheit darüber ergab, daß es nicht Aufgabe der Kirche sein könne, zu diesem Konflikt, soweit er Konflikt politischer Mächte ist, Stellung zu nehmen. Welchen spezifischen Beitrag hätte die Kirche hier auch leisten können? Noch mehr: soweit es sich in diesem Konflikt zugleich um einen Widerstreit von Ideologien handelt, bestand alsbald eine völlige Übereinstimmung darüber, daß die Kirche zu keinem dieser „Systeme“ ihr Ja zu sprechen habe, weil es in allen „gewisse Dinge gibt, die wir verurteilen müssen, weil sie wider das erste Gebot streiten“. Niemand hat in Amsterdam den Versuch gemacht, im Gegensatz zu dieser grundlegenden Erkenntnis eine Option für den Westen oder den Osten zu fordern. In einem Punkte aber wurde mit der größten Entschiedenheit Stellung bezogen: „Wir wissen uns in äußerstem Gegensatz gegen jedes totalitäre System, wo immer es sich findet, gegen jedes System also, in dem ein Staat sich das Recht nimmt, zu bestimmen, wie die Menschen zu denken und zu handeln haben, anstatt das Recht jedes Menschen anzuerkennen, aus eigenem Gewissen den Willen Gottes zu tun.“ „Wo immer es sich findet“ — das ist ernst gemeint; die Konferenz war sich der totalitären Versuchlichkeit jedes der politischen Systeme der Gegenwart bewußt. Wenn diese Sätze als zum Osten hin gesprochen verstanden werden, dann liegt die Verantwortung dafür nicht bei der Weltkonferenz. Und die Wendung zum Westen hin fehlt gewiß nicht, wenn es im unmittelbaren Zusammenhang hiermit heißt: „Nicht minder wissen wir uns im Gegensatz gegen jede Art von aggressivem Imperialismus, bei dem eine Nation die andere

zum Werkzeug ihrer eigenen Zwecke machen will, ob es sich nun um Imperialismus auf politischem Gebiet, auf wirtschaftlichem oder auf kulturellem handelt.“ Unnötig zu sagen, daß hier vor allem die Stimme der „jungen Kirchen“ vernehmbar wird.

Doch der Bericht der vierten Sektion spricht nicht nur in — freilich notwendigen — Negationen. Er verpflichtet die Kirchen, er verpflichtet den politisch verantwortlichen Christen zur Arbeit an einer internationalen Rechtsordnung und den sie tragenden Instanzen, deren Wirksamkeit die der Vereinten Nationen überbietet. Er fordert die Beachtung der Menschenrechte und in ihrem Rahmen die heute in wachsendem Maße bedrohte religiöse Freiheit. Er tritt in gewichtigen, für uns Deutsche und die Millionen unserer Vertriebenen besonders bedeutungsvollen Entschlie­zungen für das Recht der Flüchtlinge ein. Er fordert schnellen Abschluß eines gerechten Friedens, Entlassung der Kriegsgefangenen und Beendigung der Kriegsverbrecherprozesse, dies alles nur in kurzen Sätzen, unter bewußtem, aber wohlbegründetem Verzicht auf jede Einzelerörterung der Fülle von Fragen, die sich in diesem Zusammenhang herandrängten.

Was in der Sektion die größten Spannungen hervorrief, woran sich aber zugleich der in ihr waltende Geist am schönsten bewährte, war die Frage der Stellung zum Kriege. Die Sektion hat es in ihrem Bericht offen bekannt, daß es ihr schwer sei, so verschiedene Meinungen in dieser Sache in ihrer Mitte vertreten zu sehen; und sicherlich wird das Ergebnis der Beratungen Ungezählte, nicht nur unter Christen, bitter enttäuscht haben. Warum vermochte man keinen Schritt über das hinaus zu tun, was schon die Weltkonferenz von Orford sich in dieser Sache zu tun gezwungen gesehen hatte, nämlich Meinung neben Meinung zu stellen? Und schon Orford war als Rückschritt gegenüber einer Eisenacher Erklärung des damaligen „Ökumenischen Rates für praktisches Christentum“, also der Stockholmer Bewegung, empfunden worden, die den Kirchen nahelegte, gegen eine den Frieden gefährdende Politik ihrer nationalen Regierung Einspruch zu erheben. Waren nicht seit Orford Dinge geschehen, die dem Kriege ein neues, unausdenklich schreckliches Gesicht gegeben haben? Es bedurfte darüber in Amsterdam keines Wortes; und die Sektion war einmütig bereit, im Blick auf diese Tatsache zu sagen, daß es heute unmöglich sei, so harmlos wie einst von einem gerechten Krieg zu sprechen, der mit rechten Waffen für eine gerechte Sache geführt werde. Heute werde im Kriege Gewalt in einem Umfange angewandt, der dem Recht seine Grundlage zu zerstören drohe. Dennoch ergab sich keine einmütige Antwort auf die Frage, ob der Krieg auch heute noch ein „Akt der Gerechtigkeit“ sein könne.

Wenn der Bericht nach einer knappen Darstellung der drei in der Sektion vertretenen Haltungen — angesichts des Fehlens unparteiischer übernationaler Instanzen sei der Krieg noch immer das letzte Mittel, um dem Recht Geltung zu verschaffen; zwar müsse der Christ unter bestimmten Voraussetzungen in den Krieg ziehen, aber der moderne Krieg könne nie ein Akt der Gerechtigkeit sein; die Kirche müsse bedingungslos gegen den Krieg sprechen — den Theologen die

Verpflichtung auslegt, den Fragen nachzugehen, um die es sich hier handelt, so wird ernstlich erwogen werden müssen, ob die Frage selbst, die zu so verschiedenen Antworten Anlaß gab, in dieser Form gestellt werden darf. Ist der Begriff des „gerechten Krieges“, abgesehen von der durch den totalen Krieg und die Waffen der Gegenwart gewandelten Lage, als solcher haltbar? Was kann damit gemeint sein? Vielleicht wäre das Ergebnis von Amsterdam an diesem Punkte weniger widerspruchsvoll gewesen, wenn die Zeit ausgereicht hätte, hier größere Klarheit zu schaffen.

Ein Fortschritt ist aber trotz diesem gewiß nicht befriedigenden Ergebnis zu buchen: es fehlten durchaus die Vertreter christlicher oder pseudochristlicher Ideologien, die noch bis Orford jedes Gespräch über die Frage des Krieges verwirrten und allzuoft unfruchtbar machten. Die Christenheit scheint nüchtern geworden zu sein, und das ist ein großer Gewinn. Zu dieser Nüchternheit gesellt sich die Bereitschaft, auch über die sich gerade hier ergebenden schmerzlichen Spannungen hinweg brüderlich zusammenzuarbeiten, soweit Menschen, Christen, bereit sind, „sich von Gott erleuchten zu lassen und sich seinem Willen zu unterwerfen“. Mit Recht sagt der Bericht der vierten Sektion, daß das Vorhandensein einer „übernationalen Bruderschaft“, wie sie in der Bildung des Ökumenischen Rates sichtbar wird, „zu einer Sache von großer Bedeutung für das Leben der Völker“ werden könne, sofern dadurch die Versöhnung zwischen den Völkern kräftig gefördert werde. In der Tat kann diese Aufgabe nicht einem ständigen Ausschuß des Ökumenischen Rates für die internationalen Angelegenheiten überlassen werden. Die Kirchen werden in ihrer ganzen Breite in ein immer tieferes Bewußtsein der Verantwortung für die Entwicklung der zwischenvölklichen Beziehungen hineinwachsen müssen, und es ist ernstlich zu hoffen, daß von Amsterdam starke Anstöße in dieser Richtung ausgehen werden. Es hat an öffentlichen Erklärungen, die den Frieden fördern wollten, auch vor Amsterdam nicht gefehlt; aber die konkrete Arbeit an der außenpolitischen Erziehung der christlichen Staatsbürger durch die Kirchen muß auf der ganzen Linie noch beginnen. Auch in diesem Sinne bedeutet Amsterdam nicht nur ein Wirksamwerden längst begonnener Bemühungen, sondern einen Anfang größerer Dinge.

Ein Klang fehlt weder in dem Bericht der dritten noch dem der vierten Sektion; aber er wird nicht so deutlich und kräftig, wie die kontinental-europäischen Christen ihn gerne vernommen hätten. Auch in Amerika hat man begonnen, die Kirche, ihre Aufgaben und Arbeit im Zeichen der „letzten Dinge“ zu sehen; und man weiß auch dort, daß es eine christliche Hoffnung nicht anders als unter eschatologischem Vorzeichen gibt. Aber man lebt doch weit weniger als wir in der damit gegebenen Schau der Welt wie der Kirche und fürchtet, daß unsere Betonung des eschatologischen Moments die Christenheit zu jener Trägheit und Unfruchtbarkeit verleiten könnte, die das Bekenntnis zu Christus als dem Herrn aller Dinge leer und unglaubwürdig macht. Reinhold Niebuhr hat in einem Nachwort zu Amsterdam geschrieben, es sei sicherlich etwas Großes, daß wir Kontinentaleuropäer

die Kirche als die Arche entdeckt hatten, mit der man getrost auch über das tobende Meer unserer wirren Zeit segeln könne; nur fürchte er, wir wären nun dabei, aus ihr auf dem Berge Ararat — das wäre ja wohl die Eschatologie! — eine Dauerwohnung zu machen, die wir gar nicht zu verlassen wünschten, um unsere Arbeit auf dieser armen Erde zu tun. Wir werden uns Mühe geben müssen, ihn Lügen zu strafen, ohne die Gestalt der Hoffnung auszugeben, die uns von der Schrift her geschenkt ist und die allein getrost und tapfer macht.

Schließlich zeigt aber die Bilanz von Amsterdam auch noch, daß die ökumenische Bewegung hier zu den alten ein völlig neues Arbeitsfeld hinzuzunehmen den Mut gehabt hat und daß ihr zu diesem Zweck ein beträchtlicher Kapitalzuwachs geschenkt wurde. Amsterdam hatte eine zweite Sektion, deren Thema lautete: Das Zeugnis der Kirche von Gottes Heilsplan. Mit anderen Worten: hier ging es um die Verkündigung, und zwar um die missionarische Verkündigung der Kirche. Man könnte sagen, es hätten die Ansätze auch dazu nicht gefehlt. Aber wenn vor Jahren die Studienabteilung des Ökumenischen Rates eine Materialsammlung über „die Verkündigung der Kirche im Kriege“ veröffentlichte, so stand dieses Unternehmen doch unter völlig anderen Gesichtspunkten als die jetzt begonnene Arbeit. In dieser wirkt sich das nahe Verhältnis aus, in das der Internationale Missionsrat zur ökumenischen Bewegung getreten ist. Freilich nicht nur dieses. Der Bericht der zweiten Sektion nennt es ein für die Kirche von heute charakteristisches Zeichen, daß sie „die traditionelle Unterscheidung zwischen den sogenannten christlichen und den sogenannten nichtchristlichen Ländern überwunden habe“, und spricht von der gegenwärtigen Stunde als dem „Anfang eines neuen missionarischen Zeitalters“, das „den Geist der ersten Zeugen fordert“. Hier wird der Ruf der Edinburgher Weltmissionskonferenz vom Jahre 1910 wieder aufgenommen, aber in einem völlig neuen Sinn. War es damals eine „christliche Welt“, die sich zu einem gemeinsamen Angriff auf die unchristliche Welt entschloß, um sie noch in unserer Zeit für ihren Herrn zu erobern, so war Amsterdam tief von der Erkenntnis durchdrungen, daß die Kirche in den Ländern der alten, abendländischen Christenheit selbst nicht ohne ihre Schuld einem Heidentum gegenübersteht, das um so schwerer für Christus zu gewinnen ist, als es selbst noch ein christliches Gewand zu tragen gewöhnt, in Wahrheit jedoch entweder nichtchristlichen Heilsbotschaften versallen, ohne sie doch ernst zu nehmen, oder davon überzeugt ist, daß sein Hunger nach Wahrheit von einem endgültig der Vergangenheit angehörenden Christentum nicht gestillt werden kann. Wiederum sind seitdem inmitten der nichtchristlichen Welt Kirchen erwachsen, die, ihnen an missionarischem Eifer weit überlegen, starke Bundesgenossen der „alten“ Kirchen darstellen. Es ist nicht zuletzt die Stimme dieser „jungen“ Kirchen, zumal des Ostens, Indiens, Indonesiens, Chinas und Japans, die in dem Bericht der zweiten Sektion von Amsterdam zu uns spricht. Der Bericht fordert „eine grundlegende Wandlung im Denken und Handeln der Kirche“, eine neue Einheit von „Gottesdienst und Zeugendienst“, die Überwindung alles auf bloße Erbauung „im geschlossenen

Raum“ eingestellten Christentums, ein lebendiges, in echter Bruderschaft sich bestätigendes Zeugnis davon, daß die Kirche von Wirklichkeiten spricht, wenn sie sich zu Christus bekennt, eine Durchdringung der christusfernen Welt von innen her, und zwar aus dem Geist der Prophetie, die die Zeichen der Zeit deutet und den Heilswillen Gottes auch in den ungeheuren Bewegungen und Revolutionen unserer Gegenwart erkennt, ein lebendiges Bewußtsein von weltweiter Verbundenheit in voller Verantwortung der gegenseitigen Fürbitte, des Dienstes und des opferbereiten missionarischen Wirkens. Soll wirklich die Welt für Christus gewonnen werden, so ist nun wie nie zuvor „die Stunde des Laien in der Kirche“ gekommen, der an seinem Platze Zeuge werden muß; es ist die Stunde gekommen, in der die Kirchen über alle denominationellen Schranken hinweg weit beweglicher als bisher die großen evangelistischen Aufgaben gemeinsam anzugreifen haben, damit überall in der Welt das Nötige wirksam und rasch getan werden kann. Und ein letztes:

„Gott gibt seine Gnade selbst getrennten Kirchen. Aber wir sind gewiß, daß er noch größere Gaben bereit hat für eine Kirche, die nach seinem Willen eins geworden ist . . . Die ökumenische Bewegung verliert ihre Kraft, wenn nicht alle beteiligten Kirchen ständig das Gebet Christi vor Augen haben, ‚daß sie alle eins seien, gleich wie du, Vater, in mir und ich in dir; daß auch sie in uns eins seien, auf daß die Welt glaube, du habest mich gesandt‘, und wenn sie nicht bereit sind, gehorsam der Führung Gottes vorwärts zu gehen und die Einheit im Glauben, in der Gemeinschaft am Tisch des Herrn und in vereinter Verkündigung des Wortes vom Leben immer mehr zu verwirklichen.“

So schließt sich der Bericht der zweiten Sektion mit dem der ersten zu einer Einheit zusammen. Auch die erste Sektion trieb ja ihre theologische Arbeit nicht um der Theologie willen. Auch da ging und geht es um den Gehorsam gegen den Willen Gottes und die Erfüllung seines Auftrages, wie die Stunde ihn uns erkennen läßt. Die zweite Sektion öffnet den Blick für eine Arbeit von riesigen Ausmaßen und größter Dringlichkeit, die vor den Kirchen liegt. Man wird, so wurde von der Vollversammlung in Amsterdam beschlossen, in Genuß der Fülle vor allem methodischer Fragen nachgehen, die sich aus diesem neuen Verständnis der evangelischen Aufgabe ergeben und die zu klären die Arbeitskraft der zweiten Sektion nicht ausreichen konnte.

Der Bericht begegnet sich auf der anderen Seite mit den Forderungen des vierten Komitees nach ökumenischer Aktivierung der Laienwelt. Daß Kirche wieder im umfassendsten Sinne Kirche werde, es so werde, wie die Welt ihrer bedarf, darum geht es in allem, was Amsterdam bedachte und beschloß. Darum ging es in der ökumenischen Bewegung der vergangenen Jahrzehnte; und nichts von dem, was im Blick auf dieses Ziel erarbeitet und erkämpft wurde, ist durch Amsterdam entwertet, alles, was darin echt und fruchtbar war, ist aufgenommen und weitergeführt worden. Es ist Raum geworden für alle Kräfte, die bereit sind, sich in den Dienst dieser Sache zu stellen. Aufgabe jeder einzelnen Kirche aber wird es sein, im Bewußtsein der

von ihr durch ihre Mitgliedschaft im Ökumenischen Rat übernommenen Verantwortung diese Kräfte zu entdecken, sie mobil zu machen und ihnen im eigenen Raum die Möglichkeit zu voller Entfaltung zu geben. Mehr als je beginnt die ökumenische Arbeit nach Amsterdam zu Hause. Die Kirchen haben eine große Gelegenheit gehabt, sich aneinander zu prüfen, voneinander zu lernen, die Gemeinsamkeit der ihnen geschenkten Gaben und Aufgaben zu erkennen und zu begreifen, daß sie arm bleiben, solange sie unaufhörlich mit nichts anderem beschäftigt sind als mit der Sorge um ihre Selbsterhaltung oder gar dem Stolz auf das von ihnen Erreichte, daß sie aber ungeahnt reich werden können, wenn sie das „alles ist euer“ auch im Blick auf die der ganzen Christenheit auf Erden verliehenen Gaben zu verstehen beginnen.

Die Bilanz von Amsterdam scheint uns mit einem erfreulichen Gewinn zu schließen. Wie wird die Bilanz der Kirchen aussehen, wenn sie zur nächsten Vollversammlung des Ökumenischen Rates, diesmal in der Neuen Welt, zusammentreten? Das ist die Frage, die auch die deutsche Christenheit nun nicht mehr loslassen darf.

(Aus „Zeitwende“, Februar 1949.)

Aus eigenem Nachdenken über Kirche und Welt.

Gabe und Aufgabe der Evangelischen Kirche Deutschlands in der Ökumene.

1. Kirchen auf dem Wege zur Ökumene.

Seit drei Jahrzehnten etwa gibt es eine ökumenische Bewegung von Kirchen. Die erste Anregung zu einer solchen ging von der Welt-Missionenkonferenz von Edinburgh aus, die im Jahre 1910 tagte. Dort trat die besondere Verantwortlichkeit der christlichen Kirchen für die Inangriffnahme der missionarischen Aufgabe der Christenheit ins Blickfeld. Und angesichts der Größe der hier vorliegenden Aufgabe empfand man schmerzvoll und schuldhaft die Getrenntheit der Kirchen, die es zu einer missionarischen Gesamtverantwortung dem Missionsproblem gegenüber nicht kommen ließ.

Noch in demselben Jahre 1910 kam es auf einer in Cincinnati tagenden Generalversammlung der Episkopalkirche Nordamerikas zu der Entschliezung, eine Weltkonferenz von Kirchen vorzubereiten und einzuberufen, die im Suchen nach einer stärkeren Einheit der Kirchen über die Angelegenheiten des Glaubens und der Verfassung berate. In der Begründung zu dieser Entschliezung heißt es, daß man im Schmerz über das Auseinandergehen in der Vergangenheit und unter Anerkennung differenzierter Wahrheitserkennnis, wie sie heute bestehe, doch den festen Glauben habe, die Anfänge einer Einheit dadurch zu finden, daß die Vertreter verschiedener Kirchen deutliche Feststellungen darüber träfen, worin man sich einig sei und worin man auseinandergehe. Diese — wenn ich so sagen darf — horizontal theologische Zielstellung hat dann der Bewegung für Glauben und